

(Nachdruck verboten.)

73]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Die Mutter lachte und Nikolai ebenfalls; das machte den Burschen verwirrt und wieder traurig.

„Machen Sie sich keine Sorgen!“ tröstete Nikolai ihn. Sie brauchen die Bauern nicht zu binden . . . Werden schon gut aufpassen! . . .“

„Nun, dann ist es etwas anderes!“ sagte Ignat beruhigt und lächelte Nikolai vertraulich und fröhlich zu. „Ich hätte auch wohl Lust in die Fabrik; da sollen ganz vernünftige Leute sein . . .“

In seiner breiten Brust brannte die ganze Zeit über ein ungleichmäßiges Feuer, das seiner eigenen Kraft noch nicht vertraute. Es blitzte hell in seinen Augen, spiegelte sich wider, erlosch plötzlich und bedeckte sie mit dem Rauch unverständlicher Unruhe und Zerfahrenheit.

Die Mutter erhob sich, blickte nachdenklich zum Fenster hinaus und meinte:

„Ach, dieses Leben . . . fünfmal am Tage lacht man, fünfmal weint man . . . Schön! Nun, bist Du fertig, Ignat? Geh schlafen . . .“

„Aber ich mag nicht . . .“

„Geh, geh . . .“

„Seid Ihr aber strengel! Also, ich gehe . . . Danke für die Bewirtung . . . für die Freundlichkeit . . .“

Als er sich in das Bett der Mutter legte, murmelte er, den Kopf kraugend:

„Jetzt wird alles bei ihnen nach Leer riechen . . . Hat alles gar keinen Zweck . . . ist das eine Verzärtelung . . . Ich will gar nicht schlafen . . . Sie sind aber nette Leute . . . sogar etwas fremdartig . . . Als wenn man hunderttausend Werst von seinem Dorfe fort wäre . . . Wie er da eingriff, als von der „Mitte“ die Rede war . . . In der Mitte . . . stehen die Leute, die den Prügelmeistern die Hand küssen und ihren Opfern das Blut ansaugen . . . die Teufel . . .“

Und dann schlief er plötzlich laut schnarchend mit hochgeschobenen Brauen und halb offenem Munde ein . . .

XX.

Spät abends sah Ignat im kleinen Zimmer des Kellergeschosses Wjessowtschikow gegenüber und sagte in gedämpftem Tone:

„Gegen das mittlere Fenster, viermal . . .“

„Bier?“ wiederholte Nikolai besorgt.

„Zuerst — drei, sich so . . . und er klopfte mit gekrümmtem Finger auf den Tisch und zählte:

„Ein, zwei, drei. Dann, nach kurzer Pause, noch einmal.“

„Ich verstehe.“

„Dann öffnet ein rothaariger Bauer und fragt: „Wegen der Hebamme?“ Sie sagen ihm: „Ja, vom Fabrikbesitzer!“ Weiter nichts; er begreift schon.“

Sie saßen mit zusammengesteckten Köpfen, beide stämmig und fest, da und unterhielten sich leise; die Mutter aber hatte die Hände auf der Brust zusammengelegt, stand am Tisch und betrachtete sie. All dies geheimnisvolle Klopfen, die verabredeten Fragen und Antworten machten sie innerlich lachen und sie dachte:

„Noch die reinen Kinder . . .“

An der Wand brannte eine Lampe, die dunkle Flecke von der Feuchtigkeit und Wilder aus Journalen beleuchtete; auf dem Fußboden lagen zerdrückte Eimer, Reste von Dacheisenblech; in das Fenster blickte aus der dunklen Höhe ein großer, heller Stern. Ein Geruch von Rost, Delfarbe und Feuchtigkeit erfüllte das Zimmer.

Ignat trug einen dicken Herbstrock aus rauhem Stoff; der gefiel ihm; die Mutter sah, wie er lieblosend mit der Hand über den Ärmel strich, wie er sich musterte, den festen Hals schwerfällig hin und her drehte. Und in ihrer Brust regte sich ein weiches Gefühl.

„Die Kinder . . . die lieben . . .“

„So!“ sagte Ignat aufstehend. „Also, vergessen Sie nicht, zuerst zu Muratow, fragen Sie den Alten . . .“

„Ich denke schon daran,“ antwortete Wjessowtschikow. Aber Ignat glaubte ihm augenscheinlich nicht, wiederholte von neuem alles Klopfen, die Worte und Zeichen und reichte ihm schließlich die Hand:

„Jetzt sind wir fertig! Leben Sie wohl, Genosse! Grüßen Sie von Ignat, er wäre munter und gesund! Eine brave Gesellschaft — werden Sie sehen . . .“

Er maß sich mit einem zufriedenen Blick, streichelte seinen Rock und fragte die Mutter:

„Soll ich gehen?“

„Gindest Du auch den Weg?“

„Gewiß! . . . Also auf Wiedersehen, Genossen!“

Er ging mit hochgeschobenen Schultern und vorgestreckter Brust, mit seiner neuen Mütze auf einem Ohr, die Hände tief in den Taschen. Auf seiner Stirn und an den Schläfen aber zitterten lustig seine hellen, jungen Locken.

„Nun bin ich auch bei dem Werk!“ sagte Wjessowtschikow leise, an die Mutter herantretend. „Es war mir schon langweilig geworden . . . war aus dem Gefängnis entflohen — wozu? Ich tat nichts weiter, als daß ich mich versteckte . . . Hatte doch inzwischen was gelernt . . . Paul hat mir gehörig etwas eingetrichtert! Und Andrej hat mir dann noch den letzten Schliff gegeben. Aber sag, Nilowna, hast Du nicht gehört, was wegen der Flucht beschlossen ist? Wird etwas daraus?“

„Nebermorgen erfahre ich es!“ antwortete sie und wiederholte unwillkürlich seufzend:

„Nebermorgen erst.“

Nikolai legte seine schwere Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Sag den Aelteren, denn sie hören auf Dich, es sei sehr leicht! Sieh es Dir selbst an! Da — ist die Gefängniswand . . . daneben eine Laterne. Gegenüber ein freier Platz, links der Kirchhof, rechts Straßen und die Stadt. Zu der Laterne kommt der Anzünder, — am Tage, um die Lampen zu reinigen — stellt seine Leiter an die Wand, steigt hinauf, haft an den Mauerrand die Krampen einer Strickleiter, läßt sie in den Gefängnishof hinab und geht fort! Da hinter der Mauer weiß man die Zeit, wo das gemacht wird, bittet die Kriminalgefangenen, Lärm zu machen oder macht selbst Lärm, und wer dann muß, steigt in der Zeit auf der Strickleiter über die Mauer: eins, zwei und fertig! Dann begibt er sich ruhig in die Stadt, weil die Jagd vor allem auf den freien Platz, auf den Kirchhof geht . . .“

Er bewegte vor dem Gesicht der Mutter schnell die Hände, zeichnete seinen Plan, und alles kam einfach, deutlich und geschickt heraus. Sie kannte ihn schwerfällig, plump und es war ihr ein sonderbares Gefühl, sein pockennarbiges Gesicht lebhaft und beweglich zu sehen. Nikolai blickte früher alles mit finsterner Bosheit und mißtrauisch an; jetzt schienen seine Augen wie neu geschnitten, hatten eine ovale Form angenommen und leuchteten in gleichmäßigem, warmem Licht.

„Bedenk doch, es geschieht — am Tage! . . . Am helllichten Tage. Wem kommt der Gedanke, daß ein Sträfling am Tage vor den Augen des ganzen Gefängnisses fortläuft? . . .“

„Aber wenn sie ihn nun totschießen!“ meinte das Weib zitternd.

„Wer? Soldaten sind nicht da, und die Revolver der Aufseher tragen nicht weit.“

„Das ist alles sehr einfach!“

„Und sicher! Nein, sprich Du mit ihnen. Ich habe schon alles fertig, die Strickleiter und die Krampen . . . Mit meinem Meister habe ich gesprochen, der macht den Laternenanzünder . . .“

Vor der Tür bewegte sich jemand, hustete und klorrte mit Eisen.

„Das ist der Meister!“ rief Nikolai.

In die offene Tür schob sich eine Blechwanne und eine heisere Stimme sagte:

„Kin, Du Luder . . .“

Dann erschien ein runder, grauer, schnurrbärtiger und gutmütiger Kopf ohne Mütze mit vorstehenden Augen.

Nikolai half die Wanne hereinziehen, und in die Tür trat ein großer, stämmiger Mensch. Er hustete, blies die

rasierten Baden auf, spuckte aus und begrüßte heißer die Anwesenden:

„Grüß Gott . . .“

„Da ist er, frag ihn!“ rief Nikolai.

„Mich? Wonach?“

„Nach der Flucht . . .“

„A—al“ sagte der Meister und wischte den Schnurrbart mit schwarzen Fingern aus.

„Jakob Wassiljewitsch, sie glaubt nicht, daß es einfach ist“

„Um . . . glaubt es nicht? Sie will wohl nicht. Wir beide wollen aber und da — glauben wir auch!“ sagte der Meister ruhig, bückte sich plötzlich halb nieder und hustete dumpf. Nachdem er ausgepöien, rieb er lange seine Brust, blieb schnaufend im Zimmer stehen und betrachtete die Mutter mit weit aufgerissenen Augen.

„Ich habe die Sache ja nicht zu entscheiden, Nikolai!“ bemerkte Frau Wlassow.

„Aber sprich mit ihnen, sag ihnen, alles wäre fertig! Ach, wenn ich sie sehen könnte . . . ich würde sie schon dahin bringen!“

Er breitete die Hände weit aus und preßte sie zusammen, als wenn er etwas fest anfaßte, und aus seiner Stimme klang ein leidenschaftliches Gefühl, das die Mutter durch seine Kraft in Erstaunen setzte.

„Ei, was bist Du für ein Bursche!“ dachte sie, laut aber sagte sie:

„Das entscheiden Paul und die Genossen . . .“

Nikolai senkte nachdenklich den Kopf.

„Wer ist das — Paul?“ fragte der Meister, sich setzend.

„Mein Sohn.“

„Wie ist der Name?“

„Wlassow.“

Er nickte, holte einen Tabaksbeutel heraus, zog eine Pfeife hervor, stopfte sie und sagte abgerissen:

„Von dem habe ich gehört. Mein Neffe kennt ihn. Der ist auch im Gefängnis — Jewtschenko heißt er. Mein Name ist Godun. Alle jungen Leute haben sie nächstens ins Gefängnis gesperrt, da gibt es für uns alle Raum. Der Gendarm stellt mir sogar in Aussicht, den Neffen nach Sibirien zu schicken . . . Und er tut das wirklich, der SUND!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stätte der Arbeit in den Oetztaler Alpen.

Nach langen Jahren kam ich heuer wieder einmal zu einer Wanderung in den Alpen. In Imst im Oberinntal verließ ich die Bahn und begann die Fuhrtour durch das reizend schöne Bistal. Noch am Abend des ersten Reisetages kam ich nach 12stündigem Marsche zur Braunschweiger Hütte, deren gerühmte Aussicht durch Gewölke verdeckt war. Der folgende Tag brach trübe an. Da die von mir von hier aus geplante Besteigung der Wildspitze keinen Genuß versprach, schloß ich mich einer Karawane an, die über das Taufstajoch nach Vent im Oetzthale marschierte. Je höher wir kamen, um so schlechter wurde die Aussicht und von etwa 2900 Meter Höhe an wanderten wir im Nebel. Während der Nacht hatte es hier oben geschneit und bald wurde der Neuschnee so tief, daß die Führer abwechselnd vorangehen und Spuren treten mußten. Als wir die Jochhöhe fast erreicht hatten, trat Schneesturm ein. Die sonst 8- bis 9stündige Wanderung wurde für uns zu einer 11stündigen und von der in den Reisehandbüchern vielgerühmten Aussicht vom Taufstajoch war gar nichts zu sehen! Ermüdet kam ich in Vent an und hatte wenig Hoffnung, am nächsten Tage bei günstigerer Witterung die Reise fortsetzen zu können. Doch, über Nacht hatten sich die Verhältnisse gebessert und allmählich lichtete sich der Wolfenschleier, in dem die Bergspitzen verstedt waren. So versuchte ich neuerdings mein Glück und stieg gegen Abend zur Breslauer Hütte auf, um womöglich am anderen Morgen von hier aus die Wildspitze, den höchsten der Oetzthaler Berge zu besteigen. Zu war aber nicht vom Wettergott begünstigt. Erst gegen Mittag wurde das Wetter so, daß man von der Hütte abmarschieren konnte. Von einer Besteigung der Wildspitze konnte natürlich jetzt keine Rede mehr sein, und so entschloß ich mich zur Würzburger Hütte am Vernagtferner weiter zu gehen. Von diesem Gletscher hatte ich schon manches gehört und gelesen. Er ist einer der unruhigsten unter feinesgleichen. Mehrmals im Laufe der letzten Jahrhunderte schob er seine Eismassen weit hinaus durch den engen Graben, in welchem seine Schmelzwasser abfließen, bis ins Rosen-

welche den Schmelzwassern des Hochjochferners und des Hintereisferners, die von der südwestlichen Ecke der Umrahmung des Oetzthales herabziehen, den Abfluß versperrte. Tal-aufwärts von der absperrenden Eismasse bildete sich ein See, der zeitweise einen schwachen Abfluß unter dem Eise hatte. Mehrmals jedoch traten Verstopfungen dieses Abflusses durch die stark bewegten Eismassen ein, so daß sich das Niveau des Stausees bedeutend hob. Infolge der Eisbewegung und der Abschmelzung auf der Unterfläche des Eises blieb aber die Verstopfung keine dauernde, sondern brach unter der Wirkung des Druckes der aufgestauten Wasser Massen zusammen, so daß der ganze Seeinhalt von 10 bis 20 Millionen Kubikmeter in ganz kurzer Zeit abfloß und zu einer mächtigen Flutwelle Veranlassung gab, die sich verwüstend durch das ganze Oetzthal bewegte und selbst in Innsbruck noch gefährlich wurde. Solche Katastrophen gab es in den Jahren 1600, 1678, 1845—1848. Besonders bei den letzten Ausbrüchen war der Schaden im Tal recht bedeutend. Es ist leicht erklärlich, daß man dem Studium des Vernagtferners, dessen Verhalten zeitweise zu einer Gefahr für ein wohlkultiviertes Alpental wird, große Aufmerksamkeit widmete; bereits 1847 haben die Brüder Schlagintweit und später, 1856, Freiherr von Sonklar längere Zeit mit besonderen Untersuchungen an diesem Eisstrom verbracht. Systematische Messungen werden hier seit 1888 ausgeführt. Die bayerischen Professoren Finsterwalde, Blümde und Heß haben in diesem und dem folgenden Jahre eine genaue Karte des Gletschers und des ehemals von ihm bedeckten Gebietes aufgenommen und führen seitdem sorgfältige Vermessungen durch, aus denen sich die Veränderungen in der Größe des Gletschers genau verfolgen lassen. Die Arbeiten fielen, wie Heß in seinem Buche „Die Gletscher“ erzählt, in eine günstige Zeit, denn in den Jahren 1895—1902 hat der Gletscher einen Vorstoß ausgeführt. Einen Meilen nur, denn seine Länge ist nur um etwa 200 Meter gewachsen, gegen fast 2000 Meter, um welche das jetzige Ende des Gletschers weiter zurückliegt als im Jahre 1848. Aber da bei den Vermessungen auch die jährliche Geschwindigkeit des Eises bestimmt wird, so konnte doch die merkwürdige Tatsache festgestellt werden, daß das Eis, welches 1889 bis 1891 mit 17 Meter pro Jahr talabwärts wanderte, im Jahre 1898/99, als der Vorstoß seine größte Mächtigkeit erreichte, sich mit 289 Meter pro Jahr bewegte, während gleichzeitig die Oberfläche des Eises in dem etwa 700 Meter breiten Messungsdurchschnitt sich kaum um 10 Meter gehoben hatte. Wenn man diese auf Grund sehr zuverlässiger Messungen gewonnenen Resultate kennt, so scheint man den Berichten der alten Beobachter leicht glauben, nach denen bei dem Vorstoß vom Jahre 1848 das Eis mit 12 Meter täglicher Verschiebung in dem engen Veruagtgraben vorrückte, eine Geschwindigkeit, wie sie sonst nur von den großen Ausläufern des grönländischen Inlandeises berichtet wird. Im Jahre 1902 hat der Vorstoß aufgehört. Seitdem geht der Gletscher wieder langsam zurück, weil von oben weniger Eis nachgeschafft wird, als am Ende abschmilzt. Die Geschwindigkeit des fortrommenden Eises ist auch wieder auf 40 Meter pro Jahr gesunken.

Ohne Schwierigkeit konnte ich den Gletscher überschreiten und zur Würzburger Hütte gelangen. Dort fand ich in einem Album eine Reihe von Photographien, welche den Vernagtferner während der letzten 18 Jahre darstellen. Von den gleichen Standpunkten aus aufgenommen, erlauben sie eine leichte Uebersicht der Veränderungen, welche der Gletscher in dieser Zeit erfahren hat. Die gewaltige Zerklüftung, welche er 1899 da zeigte, wo ich ihn heute leicht passieren konnte, hat den damals beim Hüttenbau tätigen Arbeitern große Hindernisse bereitet, jetzt sind nur mehr flache, spaltenlose Mulden vorhanden, wo damals lange, eineinhalb bis zwei Meter breite Klüfte die Eismasse durchsetzten.

Auch am folgenden Tage war das Wetter für Hochtouren noch nicht gut genug. So wanderte ich auf der rechten Seite des Vernagtgrabens den gut angelegten Weg entlang, hinaus ins Rosenthal, betrachtete mir die Spuren genau, welche der Vernagt-gletscher von 1848 hier hinterlassen hatte und wandte mich südwärts, hinan zum Hochjochospiz, wo ich noch vor Mittag ankam. Von der Wirtschafterin erfuhr ich, daß die beiden Gletscherforscher Blümde und Heß Tiefbohrungen ausführen und in etwa zwei Stunden zu erreichen seien. So beschloß ich denn, diesen Herren einen Besuch zu machen. Eine halbe Stunde nach dem Abgang vom Hospiz war ich auf der Zunge des Hintereisgletschers. Gemächlich stieg ich auf der schwach geneigten, fast spaltenlosen Eisoberfläche hinan. Sie und da traf ich farbige Steine, zum Teil mit Nummern versehen, dann auch Holzstäbe, die aus dem Eise ragten, weiter oben sogar weite Eisenröhren, die wie die Mündung eines artesischen Brunnens über das Eis herausstanden. Die Windstöße, die über den Gletscher herabwehen, brachten auf einmal so ein gleichmäßiges Geräusch, wie es beim Aneinandergreifen von Zahnrädern entsteht, dazwischen einen scharfen Knall — da tauchte etwa 300 Meter vor mir ein großes Holzgerüst auf. Als ich näher kam, erkannte ich einen Bohrturm, wie er bei uns zur Anlage von Brunnen gebraucht wird. Sechs tätige Menschen konnte ich aus der Ferne unterscheiden. Als ich ankam, fand ich richtig die beiden Professoren und vier einheimische Arbeiter in voller Beschäftigung. Ein Ventinmotor lief hier, in 2700 Meter Höhe, so rasch wie im Flachlande und trieb eine Pumpe. Von den beiden Forschern erhielt ich bereitwillig jede gewünschte Auskunft. Die vom Motor getriebene Pumpe hatte girta 60 Liter von dem Schmelzwasser, das auf der Gletscheroberfläche abläuft, in das

Noch zu liefern, welches von den vier Arbeitern durch Drehen eines Rotationsapparates gebohrt wird. Einer der beiden Professoren regulierte den Tiefgang des Bohrers, der andere sorgte für Motor und Pumpe. Ich erfuhr, daß der Rotor heuer zum ersten Male hier in Betrieb war. Es handelte sich darum, einen möglichst kräftigen Wasserstrom zum Auspülen des Bohrloches zu erhalten, in welchem der Bohrer das Gletschereis in kleinen Körnern losreißt, so daß er pro Stunde um etwa 8 Meter tiefer sinken kann. Da die Witterungsverhältnisse höchstens 8 Stunden täglicher Arbeitszeit gestatten (in der übrigen Zeit fehlt das Schmelzwasser, also muß die Spülung unterbleiben), so kann pro Tag circa 65 Meter tiefer gebohrt werden — wenn keine Störung eintritt. Deren gibt es, wie mir die Herren sagten, gerade genug, und die schlimmsten sind die, denen man kaum ausweichen kann, weil sie durch die Bewegung des Eises selbst hervorgerufen werden. Diese bewirkt nämlich das Entstehen neuer Spalten, die anfänglich haarfeine Risse in der gezerzten Eismasse bilden. Geht ein solcher gerade durch das in Arbeit befindliche Bohrloch, so fließt das Spülwasser durch ihn ab; das losgeschabte Bohrmehl kommt nicht mehr an die Gletscheroberfläche, sondern bleibt im Bohrloch und verstopft dieses in kurzer Zeit. Dann bleibt nichts übrig, als das Gestänge zu heben und an einer benachbarten Stelle das Glüd von neuem zu versuchen. Die Bohrungen haben den Zweck, die Tiefe des Gletschers an den einzelnen Stellen auszuloten. In einem Profil, das etwa 2 Kilometer vom Gletscherende entfernt ist, wurde diese Arbeit in den letzten Jahren ausgeführt. Nun wird sie in einem um etwa 2 Kilometer weiter oben gelegenen Querschnitt nochmals gemacht. Waren dort Tiefen bis zu 214 Meter ermittelt, so werden jetzt solche von circa 320 Meter erwartet. Bis das neue Profil ausgelotet ist, bedarf's noch der Arbeit von zwei Sommern (a drei Wochen) und der unzerstörbaren Geduld, von der die beiden Forscher schon manche Probe gegeben haben. Neben den Bohrarbeiten laufen seit 14 Jahren Messungen der Geschwindigkeit der Eisbewegung an über 150 Punkten der Gletscheroberfläche, sowie die Bestimmung des Betrages, um welchen infolge der Abschmelzung die Eisoberfläche im Laufe eines Jahres einsinkt. Sind die gewünschten Daten alle gefunden, so würde es zum ersten Male möglich sein, die Strömung des Eises in einer seiner Form nach gut bekannten Gletscherbett genau zu verfolgen und so die Unterlage für eine möglichst sichere Theorie der Eisbewegung zu geben. Da die Bohrungen auch über die Gestalt des Gletscherbettes Auskunft geben, so wird erwartet, daß man über die vom Eis geschaffenen Talformen ein sicheres Urteil erhält und damit die Möglichkeit gewinnt, den Anteil zu bemessen, welchen das Eis früherer geologischer Epochen an der Modellierung der Erdoberfläche genommen hat. Da auch Messungen über die vom Gletscher transportierte und vom Felsboden abgeschleuerte Schuttmenge stattfinden und außerdem noch Wassermengen-Messungen am Gletscherbach in Aussicht genommen sind, so wird in einigen Jahren der Hintereisgletscher der bestbekannte Gletscher sein — dank der ausdauernden Arbeit der Herren Blümle und Geß und dank der Opferwilligkeit des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, der die Hauptkosten der Arbeiten trägt. — Etwa eine Stunde nach meiner Ankunft bei der Bohrstelle wurde die Bohrung eingestellt, weil das Gestänge nicht mehr sank und der Bohrer bei der Rotation beständig festgehalten wurde, sobald er ganz hinabgelassen war. Es wurde vermutet, daß der Grund erreicht war — in 97 Meter Tiefe bei nur 120 Meter Entfernung vom linken Gletscherstrand. In der Tat zeigte sich die gezahnte Schneide des Bohrers beschädigt, nachdem das Werkzeug durch Hebung des Gestänges (in circa 1 Stunde) wieder an die Oberfläche gebracht war. Vergnügt über das was ich gesehen und gehört hatte, ging ich mit den beiden Professoren zurück zur Hütte. Untenwegs erfuhr ich noch manches über die Vermessungsarbeiten, welche den Beobachtungen am Gletscher zur Grundlage dienen.

Im Hochjochhospiz waren nur wenig Gäste; wir verbrachten einen lustigen Abend, denn drei Studenten, die eben mit der Aufnahme einer neuen Karte des Hochjochfenners beschäftigt waren, würzten durch allerlei witzige Bemerkungen die Unterhaltung, die sich zwischen uns älteren Leuten entwickelt hatte. Ich ging sehr befriedigt zur Ruhe; hatte mir auch das Wetter in den letzten Tagen den Genuß einer Gipfelbesteigung bereitet, so konnte ich doch ein Gebiet durchwandern, das landschaftlich ganz anziehend ist und durch die unermüdete Tätigkeit zweier Forscher, die eine sehr notwendige, aber an äußerem Erfolg arme Arbeit verrichten, eine gewisse Weihe bekommen hat. Zeitig brach ich am anderen Morgen auf und trabte hinter meinem Führer her nochmals über den Hintereisfennern hinan, aber jetzt der ganzen Länge (9 Kilometer) des Gletschers folgend. Untenwegs, bis hoch hinauf in den Firn, stiegen wir noch auf Messungssignale (zu Geschwindigkeits- und Schneehöhenmessungen dienend), welche von den Gletschermännern gesetzt wurden. Nach sechsstündigem Marsche war ich vormittags 10 Uhr auf der Weißflugel. Ich hatte eine wunderbare Aussicht; von den Dolomiten im Südosten aus über sah ich den ganzen Höhenfranz der Adamello- und Ortlergruppe, die Bernina, die Berge des Engadin im Westen; nach Norden und Osten war die Fernsicht nicht frei. Aber die Naturbilder! Die ganze Oetzaler Zentralgruppe unter mir; ausgedehnte glitzernde Schneefelder, von dunklen Felsgraten durchzogen, rings um mich, und dazu den Blick auf fünf Täler, deren saftiges Grün sich wohlthuend einschleibt in das Weiß der Firnen und das Grau des Gesteins. Lange saß ich da oben und betrachtete die weite, weite Fläche, aus welcher die Gipfel der Berge hervorzutreten schienen, und meine Gedanken schweiften zu-

rück zu dem, was ich gestern gehört und gesehen habe. Möge es der Arbeit der beiden Gletscherforscher beschieden sein, ein gut Teil zur Aufklärung über die Entstehung der großartigen Formen beizutragen, welche ich von meiner hohen Barie aus überblicken kann! — Rasch ging's abwärts, durchs Ratschertal an die Vintschgaubahn und, leider nur zu bald, wieder heimwärts in die Treitmühle der Alltäglichkeit.

Kleines feuilleton.

Theater.

Neues Theater. „Die Waffen wieder.“ Lustspiel in 3 Akten von Benno Jacobson und Ludwig Brudner. Das Buchstabenpiel, das der Titel mit dem Schlagwort des bekannten Sutmehrschen Friedensromanes treibt, gab einen Vorgeschmack davon, was man vom Lustspiel selber zu erwarten hatte. An Schwärmerei für Leutnants nehmen es die Verfasser mit jedem Nachsich auf, ein Parleitt von höheren Töchtern würde das Stück, schon allein der vielen Uniformen wegen, vermuthlich himmlisch finden. Der lärmende Beifall so vieler Erwachsenen müßte als bedenkliches Symptom des öffentlichen Geschmacksverfalls gelten, wäre es nicht Premiererbeifall gewesen.

Was sich liebt, das neckt sich; auch das Dichterpaar vermag bei allem Uniformenenthusiasmus sich einige Quersprünge nicht zu versagen. Kein Wesen ist in jeder Lage tabellos, ein vollkommener Leutnant, in bürgerlichen Noth gesteckt, also noch nicht ein gleich vollkommener Zivilist. Und es muß auch Zivilisten geben! Die Herren Fabrikanten und Kaufleute werden ob ihrer Genialität als Stützen der Gesellschaft von einem alten Prokuristen in langer Hurrarede extra gefeiert. Die beiden Offiziere, die, um zu heiraten, den Exerzierplatz mit dem Kontor vertauschen, beweisen die Schwierigkeiten des kapitalistischen Berufs, indem sie sich in ihrem neuen Amte wie tollendete Idioten aufführen, was aber nach der Ansicht der Verfasser ein noch um so helleres Licht auf ihre angeborenen militärischen Tüchtigkeiten wirft. Das geistige Defizit, das mit dem Ausziehen des bunten Rockes sich einstellt, muß, wenn er wieder angezogen wird, im Nu verschwinden. Dies freudige Ereignis der Rückkehr zu den Waffen vollzieht sich bei einem Manöver, von dessen Reizen der Zuschauer nach Möglichkeit zu kosten bekommt. Wirkliche Soldaten marschieren auf und ihren Gipsel erreicht die künstlerische Illusion in dem Erscheinen eines Offiziers zu Pferde. Die ausstehenden Verlobungen werden pünktlich und peluniär zufriedenstellend absolviert. Am erträglichsten fiel noch der Mittelakt aus, der das den Kasernen- und Kasino still nachahmende Fabrikregime der beiden zeitweilig außer Dienst getretenen Militärs karikaturistisch persifliert. Da gab es einige Anfälle zu einer gereizten Pöbelkomik. Die Einfälle hätten zu einer hübschen, satirisch pointierten Humoreske vielleicht hingereicht, im Stück verloren sie sich unter dem Wust von langweiligen Trivialitäten.

Es wurde wie gewöhnlich bei Theaterware solchen Schlages, besser als sie es verdient gespielt. Im Vordergrund standen die Herren Christians, Heinrich Schrotz und Albert Schindler, welcher letzterer als alter bieder-männischer Prokurist auch die schöne Rede auf den Kaufmannsstand vorzutragen hatte.

Kunst.

Von königlich preussischer Kunst. Die Mächte, die sich so gern auf Traditionen und die angestammten Rechte stützen, gehen nur zu oft mit bemerkenswerter Rücksichtslosigkeit zuwege, wenn sie ihr Eigenes dem Ueberkommenen aufstopfen. In der Kunst ist durch diese Methode schon genug Unheil angerichtet worden. Gewiß, der Lebende hat Recht. Aber in dem Gebrauch, den er von diesem Rechte macht, hat er erst sein Recht zu erweisen. Wie es in der königlich preussischen Kunst damit aussieht, weiß man nur zu gut. Einige neuere Exempel stellt die Zeitschrift „Kunst und Künstler“ (Cassirer, Berlin) in ihrem mit gewohntem Geschmack redigierten Oktoberheft zusammen. Wir lesen da:

„Der Geist der Siegesallee bedroht neuerdings erfolgreich auch die reine Wirkung einer Kulturhoffnung, woran jeder Kunstfreund mit Jactlichkeit zu denken gewohnt ist. Moderner Unterstand sucht auch in dem köstlichen stillen Park von Sanssouci seinen Verbalhornungsgelüsten Gelegenheiten. Er gibt vor, die historische Stimmung zu verstärken, wo er sie durch törichte Wilderfischkünste doch zerstört. Der wunderbolle Bild von der Hauptallee zum Schloß hinauf wird seit längerer Zeit schon beeinträchtigt durch ein in der Hauptachse aufgestelltes Denkmal des alten Freien, das in häßlicher Weise die zum Blickpunkt leitenden Treppen überschneidet. Es ist kein neuer Friedrich, der so vor sein Werk errichtet ist, wie die Photographie des Verfassers wohl einem Buche vorangestellt wird; es ist vielmehr eine Nachbildung des Rauchschen Friedrichdenkmals unter den Linden. Eine Nachbildung des Bronzewerkes in Marmor! Das Pferd mußte darum auch eine Bauchstüpe erhalten. Und natürlich ist nicht das ganze große Denkmal imitiert, sondern nur die verkleinerte Reiterfigur ist willkürlich auf ein anderes Postament gesetzt und mit „gärtnerischen Anlagen“ umgeben worden. Geschmackvoll, nicht wahr? Und welche Pietät doch, nach zwei Seiten zugleich!

In einer Seitenallee, wenige Schritte weiter, begegnet man dann einem Denkmal des jungen Friedrich. Demselben, das in

Washington, in einem halben Duzend preussischer Provinzstädte und in der Siegesallee steht und von Uphues stammt. Ein drittes Standbild des Schöpfers von Sanssouci — er hat in allen Lebenslagen herhalten müssen — befindet sich dann in den intimen Räumen der zierlichen Königswohnung, in dem Sterbezimmer. Dort wird dem Besucher der sterbende Friedrich in Marmor von Harro Magnussen vorgemimt. Das Schlöschchen, in dem alle guten Geister der Geschichte aufs lebendigste Zwiegesprache halten, wird durch solche Scherze zum Ausstellungsobjekt gemacht. Daneben trifft man in den schönen Gärten ästhetische Barbareien, die einem die Eingeweide umkehren. Zum Beispiel die aus einer vom Landschaftsgärtner stammenden, naturalistisch übergezeichneten Romantik geborene Idee, eine antike Ariadne ohne Postament so zwischen Steinen ins Moos und Farrenkraut zu legen, als wäre es eine dort wirklich schlummernde Frau. Solche Panoptikumgefinnung drängt sich an den hohen Abel eines Gesamtkunstwerkes, das ein ganzes Jahrhundert mit edler Grazie repräsentiert!

Hygienisches.

Weniger Licht! Ein Ausspruch kann noch soviel berechtigten Inhalt haben, man wird immer auch seinem Gegenteil einen gewissen Sinn abgewinnen können. Das angebliche Goethe-Wort „Mehr Licht“ enthält gewiß etwas Verehrungswürdiges und Ewiges, und doch kann, in einer allerdings weit trivialeren Bedeutung, auch die Forderung „Weniger Licht!“ vertreten werden. Das tut Dr. Oppenheimer vom Standpunkt des Augenarztes in der Zentralzeitung für Optik, und jeder Großstadtmensch, dessen Nerven nicht ganz unempfindlich veranlagt oder abgestumpft sind, wird seiner Begründung von Herzen recht geben. Eine gute und reichliche Beleuchtung sowohl der Innenräume wie der Straßen liegt ganz gewiß im Interesse des Einzelnen und der Öffentlichkeit und kann für die Erhaltung der Sehkraft nur vorteilhaft sein. In den Großstädten wird aber von manchen Firmen und Kaufleuten eine wahre Orgie an Beleuchtungseffekten entfaltet. Der Grund dafür liegt in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Geschäft zu lenken. Da jeder an diesem Wettbewerbs teilnehmen muß, um nicht in Nachteil zu geraten, so übertrumpft immer einer den anderen. Wäre es sonst überhaupt möglich, daß ein so schauerhaft blendendes Licht wie das der sogenannten Drehmer-Lampen eine solche Verbreitung und einen solchen hartnäckigen Bestand hätte finden können? Dazu kommt neuerdings noch das violette Quecksilberdampflicht, und oben an und auf den Häusern zudem die großen elektrischen Neklamen, die bald plötzlich den blendenden Schein verbreiten, bald wieder in Dunkelheit zurücksinken. Es ist schon vor einiger Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß namentlich diese wechselnden elektrischen Neklamen geradezu eine Gefahr für den Straßenverkehr bedeuten. Wenn man sich zum Beispiel auf dem berühmtesten Potsdamerplatz in Berlin bewegt und durch den Niesenverkehr schon in eine gewisse Bedrängnis verlegt fühlt, so kann es unschwer zu einem Unfall führen, wenn man plötzlich eine Lichtflut in die Augen bekommt, die eine richtige Beobachtung der wogenden Umgebung erschweren oder unmöglich machen muß. Solchen Einflüssen unterliegt selbstverständlich alles, was Augen hat, also nicht nur der Mensch, sondern auch die Pferde, und auch da können Unfälle entstehen, obgleich den Pferden im Straßenverkehr der Großstadt ohnehin wenig Spielraum zur Anwendung der eigenen Sinne gelassen wird. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn Dr. Oppenheimer sagt, man werde sich abends in den Hauptstraßen einer Großstadt nächstens nur noch mit einer möglichst dunklen Schutzbrille bewegen können. Das Auge zeichnet sich als der höchststehende Sinn des Menschen auch durch eine besondere Widerstandsfähigkeit und Geduld aus. Unser Ohr wehrt sich ganz anders gegen zu starke Zumutungen. Die Entfaltung möglichst starker Beleuchtungseffekte dagegen scheinen die meisten Leute für einen Fortschritt und ein Verdienst zu halten. Gegen diesen Unfug müßte entschieden eingeschritten werden.

Medizinisches.

Ueber Krebshäuser. Dr. Alfred Villassier berichtet in der „Gazette Medicale de Paris“ über eine Anzahl von Fällen von sogenannten Krebshäusern. In einem Zimmer eines Hauses in Bouziers starben der Mann, die Frau, der Schwiegervater und ein Dienstmädchen am Krebs in den Jahren 1870—1875. In einem anderen Hause in Ohonnay starben drei aufeinander folgende Mieter, die weder bekannt noch miteinander verbandt waren, in einer Zeit von vier Jahren. In einem anderen Falle erlagen dem gleichen Leiden 5 Personen, die drei Familien angehörten und nacheinander ein Pfarrhaus im Laufe von 40 Jahren bewohnten. In Naffy wohnten im Laufe von 25 Jahren zu verschiedenen Zeiten in einem Hause 8 Familien; in einer jeden trat ein Fall von Krebs auf, in der einen sogar zwei Fälle. — Weitere Erörterungen über das örtliche Vorherrschende des Krebses sind im Gange, wenn das Studium der Familiengeschichten der Fälle beendet ist, die in einer Reihe von Jahren in einem Heim für unheilbare Krebsleidende aufgenommen waren. Die unzweifelhaften Beispiele von Krebsanfängen, die während des Studiums von Jensen in den Mausegeschwülsten, die sich als Krebs darstellten, beobachtet worden sind, haben die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Gegenstand ge-

lenkt, und die Wahrnehmung neuer Beispiele von Erkrankungen an Krebs verspricht nach dem „Medical Record“ interessante Tatsachen zu bringen, die vielleicht für die Erklärung bössartiger Geschwülste von Bedeutung sind. Kig.

Humoristisches.

— Blusenleiden. „Ich bitte um eine Bluse.“ — Verkäuferin: „Zuwohl, mein Herr, wäre Ihnen dieser Schnitt recht?“ — „Ganz gleich.“
 Verkäuferin: „Welche Farbe dürfte es dann sein?“ — „Auch gleich, auch gleich.“
 Verkäuferin: „Aber um die Größennummer darf ich doch bitten?“ — „Ni egal, ist alles egal, umgetauscht wird sie doch!“
 — Frech. Richter (zum Angeklagten, der Ausflüchte macht): Denken Sie wirklich, wir glauben Ihnen das? Halten Sie uns denn für dumme Jungen? — Angeklagter: Auf diese Frage verweigere ich die Antwort. („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Professor Richard Muther wird im Verein für Kunst am Freitag 7 1/2 Uhr im Schiller-Saal Charlottenburg einen von Lichtbildern erläuterten Vortrag über Rafael halten.
 — Der Salon der Humoristen, der zirka 1000 französische Karikaturen zur Ausstellung bringt, wird Sonnabend, den 12. Oktober, im Sezessionsgebäude eröffnet.
 — Der diesjährige Delegiertentag der deutschen Goethebünde hat in der letzten Woche in Hamburg stattgefunden; er beschäftigte sich mit Fragen der inneren Organisation des Gesamtverbandes, dem heute 14 Bünde angehören. Außerdem verhandelte man über den Volks-Schillerpreis, der am 9. Mai 1908, am Todestage Schillers, wieder zur Verteilung kommen soll. Der Preis besteht in einer Gabe von 3000 M.; er wird von einem besonderen Preisgericht der Goethebünde für ein neues hervorragendes Werk der dramatischen Dichtkunst verliehen. Bewerbungen sind an Herrn Dr. Gerh. Hellmers, Bremen, Schwachhauser Chaussee 188, zu richten.
 — Die Wiener Zensur verbot die Aufführung der Komödie „Die Waffenübung“ von Hans Weiß.
 — Jonas Lies Gattin ist am Montag verstorben. Sie hat einen starken Anteil an den Werken des Dichters. Jonas Lie selbst sagte: „Das Beste, was ich geschrieben habe, und das, was mir am besten gelungen ist, es ist unter ihrem Geiste und Einflusse entstanden. Ohne daß es irgendwie unberechtigt gewesen wäre, hätte ihr Name wohl als Mitarbeiter auf dem Titelblatt stehen können.“
 Frau Lie hat ihrem Gatten mehrere Kinder geboren, von denen die beiden Söhne Mons und Erik Lie sich einen Namen in der nordwegischen Literatur erworben haben.
 — Das größte Irrenhaus der Welt ist die „Landesheilanstalt für Geistesranke“, die jetzt in Wien eröffnet worden ist. Die österreichische Hauptstadt kann sich damit rühmen, nicht nur das größte öffentliche Asyl zu besitzen, sondern auch wohl die am besten eingerichtete Anstalt dieser Art. Sie besteht aus einer großen Anzahl von Pavillons, die durch eine elektrische Bahn miteinander verbunden sind. Die Gesamtfläche des Grundstücks hat die außerordentliche Ausdehnung von 1 1/2 Millionen Quadratmetern. Der Preis des Bodens hat allein 4 Millionen Mark betragen, die Kosten der Gebäude 5 Millionen Mark. Die ganze Einrichtung ist auf 3000 Insassen berechnet. Die Anstalt zerfällt in drei Gruppen. Die erste ist für die unheilbaren Kranken bestimmt, die zweite für Kranke mit besseren Aussichten, denen teilweise auch Gelegenheit zur Verwendung bei Arbeiten im Freien gegeben ist. Endlich ist ein Sanatorium für zahlende Patienten vorhanden. Die Küche enthält 20 Kochkessel für je 200 Liter Inhalt, und außerdem ist eine große Kapelle, eine Konzerthalle und ein allgemeines Erholungsgebäude vorgesehen.
 — Die Amputation von Fingergliedern als Standeszeichen kommt nach den eben erschienenen Berichten der englischen Inlandsexpedition in Australien besonders im Südwesten des australischen Kontinents vor und zwar fast ausschließlich bei Frauen, die das Fischen als Erwerbszweig betreiben. Sehr interessant ist die ebenso einfache als wirkliche und gänzlich schmerzlose Methode wie ein Fingerglied, — es handelt sich gewöhnlich um ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der rechten Hand — amputiert wird. Aus den Fäden der Seerbspinne wird ein sehr starker Faden gedreht das Glied abgebunden, wodurch die Blutzirkulation zuerst gehemmt und später ganz verhindert wird. Die letzte kleine Wunde heilt bei dieser trockenen Methode gewöhnlich in 1—2 Tagen.